

Dichter des zweiten bernischen Lesebuchs [Fortsetzung folgt]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Schulfreund**

Band (Jahr): **4 (1864)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-675618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nach den Einen an der Vorbildung der Lehrer in diesem Fach, nach den Andern an einem Realbuche für die Primarschule. Wenn das Erstere richtig ist, so ist mit der Herstellung des Letztern noch nicht geholfen, sondern dabei mehr „systematische Dürre“ zu befürchten, über welche bereits ein Bericht klagt. Es wird nicht überflüssig sein, hier etwas zu sagen, was sich eigentlich von selbst versteht, nämlich daß man einen Lehrer nicht anhalten soll, zu lehren, was er — ohne Schuld — nicht vorher selbst gelernt hat. Es liegt aber auch in dem Interesse der Schule, daß sie nicht das Unmögliche leisten wolle. Wo das ganze Pensum des Unterrichtsplanes erfüllt werden kann, da ist es Pflicht, dieß zu thun; wo es nicht möglich ist, da ist Selbstbeschränkung auf das Nothwendige nicht bloß verzeihlich, sondern eine Tugend. (Fortf. folgt.)

Dichter des zweiten bernischen Lesebuchs.

Zweite Gruppe: H e b e l , K u h n , W y ß.

Die Verwandtschaftlichkeit dieser drei Dichter liegt vorzüglich in ihrer Volksthümlichkeit und in der Anwendung des Dialekts bei vielen ihrer Dichtungen. —

Die Mundarten sind älter als die Schriftsprache und es ist bekannt, wie diese erst im Verlaufe eines langen Zeitraums aus den Dialekten zusammengelassen ist, wie die großen Ströme aus Quellen und Bächen zusammenrinnen. Wenn nämlich auch im 7. bis 11. Jahrhundert, von der Begründung der fränkischen Herrschaft bis auf die Kreuzzüge der fränkische Dialekt (Althochdeutsch) im Allgemeinen das Uebergewicht hatte vor den andern oberdeutschen Dialekten und wenn auch im 12. und 13. Jahrhundert unter dem Glanz des regierenden Kaiserhauses der Hohenstaufen die mundartlichen Unterschiede schon bedeutend schwanden und zwar zu Gunsten des Schwäbischen (Mittelhochdeutsch), so war doch damit noch keine allgemeine deutsche Schriftsprache geschaffen; im Gegentheil traten die verschiedenen oberdeutschen Dialekte wieder völlig hervor und jeder Schriftsteller bediente sich der Mundart seiner Heimat (14. — 16. Jahrhundert). Unsere jetzige Schriftsprache entwickelte sich erst im 16. Jahrhundert in Obersachsen hauptsächlich durch Luthers Bibelübersetzung und das protestantische Kirchenlied. Neben

diesem Neuhochdeutschen verschwanden allmählig die einzelnen Mundarten aus der Literatur und ihre Behandlung erschien bloß als Scherz oder höchstens als Studium der Sprache. Im vorigen Jahrhundert aber kam in Folge des Strebens nach Volksthümlichkeit in Stoff und Form (Hainbund) die Bearbeitung des Dialekts wieder zu Ehren, was wohl nicht zu bedauern ist. Denn wenn auch die Schriftsprache als Sprache der Bildung und Wissenschaft dem Dialekt weit überlegen ist an geistigem Adel und erhebender Schwungkraft, so thun es dagegen die meisten Mundarten der Schriftsprache zuvor an sinnlicher Kraft und Anschaulichkeit des Ausdrucks, an Schmiegsamkeit, Traulichkeit und Wohlklang.

Bosß war der erste, welcher die Mundart, und zwar die ihm zunächst liegende niederdeutsche, wieder zu poetischen Darstellungen zu benutzen suchte. „Und wenn die spätern Bearbeitungen der Dialekte durch seinen Vorgang hervorgerufen sein sollten, so hätte er sich auch in dieser Hinsicht ein nicht genug zu rühmendes Verdienst um die deutsche Literatur erworben, nicht bloß in sprachlicher, sondern auch in poetischer Hinsicht. Denn was er mit Beziehung auf seine in niederdeutscher Mundart geschriebenen Versuche sagt, gilt gewiß von allen in irgend einem Dialekt geschriebenen Poesien. „Bei dergleichen Sittengemälden niedersächsischer Landleute schien der Gebrauch ihrer Muttersprache desto zulässiger, da viele Ausdrücke den Sitten so völlig gemäß sind, daß sie das Hochdeutsche nur geschwächt und in fremdem Tone wieder zu geben vermag.“ Aber nicht bloß bei ähnlichen Sittengemälden und idyllischen Bildern wird der Dialekt zu rechtfertigen, ja zu loben sein, sondern er ist gewiß auch in lyrischen Gedichten an ihrer Stelle, sobald sie im Sinne und Geiste irgend eines besondern Volksstammes, mit dessen ihm eigenthümlicher poetischer Individualität aufgefaßt sind. Die kindlich frohe Heiterkeit, die gemüthliche Naivität, das launig muthwillige Spiel mit den Gefühlen liegt nicht nur im Gedanken, sondern auch in der Sprache des Volkes; diese ist die Färbung, ohne welche die Zeichnung unwirksam bleiben würde. — Wenn aber der besondere Dialekt dem Wesen der besondern Volkspoesie ganz entspricht und sie nur in ihm ihr wahres Colorit erhält, so ist es gewiß höchst unpoetisch und beruht auf gänzlichem Mißverständnis, wenn man sich bemüht,

mundartliche Dichtungen in's Hochdeutsche zu übertragen; denn mit einer solchen Uebersetzung geht mit der Form auch ein Haupttheil der Schönheit, jedenfalls viel von dem eigenthümlichen Reize verloren. Die Form ist aber, wie überall, so auch hier, von höchster Wichtigkeit, und gewiß hat Göthe, der große Meister in der Form, sein liebliches Schweizerlied *) nur deshalb in schweizerischer Mundart geschrieben, weil er nur auf diese Weise die lokale Färbung ganz bewahren konnte."

Diese Worte sprechen sich klar aus über die hohe Bedeutung, über Berechtigung und Zweckmäßigkeit der Anwendung des Dialektes für einen gewissen Kreis poetischer Anschauungen und Empfindungen und möchten denn auch eine nähere Betrachtung unserer Dichtergruppe rechtfertigen. Bevor wir jedoch auf diese übergehen, wollen wir noch auf zwei andere Dichter aufmerksam machen, welche in der Bearbeitung des Dialekts von Bedeutung sind. Der eine derselben ist Joh. Konrad Gröbel (geboren zu Nürnberg 1736, gestorben nach einem thätigen Leben als Flaschner 1809), der sich besonders als Erzähler komischer Begebenheiten hervorthat, wie z. B. durch den „Nachtak“ „der Buchhalter“ u. A. Am bekanntesten dürfte wohl sein der „Schlosser und sein Gesell“ (A Schlosser haut an G'sell'n g'hat, der haut su langsam gfeilt zc.). Weit be-

*) Dieses bekannte Lied lautet vollständig:

Uf'm Bergli

Bin i gässe,

Ha de Bögle

Zugeschaut;

Hänt gesunge,

Hänt gesprunge,

Hänt's Nestli

Gebaut.

In ä Garte

Bin i gestande

Ha de Imbli

Zugeschaut;

Hänt gebrummet,

Hänt gesummet,

Hänt Zelli

Gebaut.

Uf d' Wiese

Bin i gange,

Lugt' i Summer-

Bögle a;

Hänt gesoge,

Hänt gefloge,

Gar z' schön hänt's

Gethan.

Und da kummt nu

Der Hansel,

Und da zeig i

Em froh,

Wie sie's mache,

Und mer lache

Und mache's

Au so.

deutender aber als Grübel ist der andere der beiden Dichter, nämlich Joh. Martin Usteri (geboren zu Zürich 1763, gestorben den 29. Juli 1827), der den Zürcher-Dialekt benutzte zu seinen lieblichen Darstellungen. Unter diesen verdienen besonders genannt zu werden „So wird's choh“, „der verliebte Rechenmeister“ mit ihrer lebenswürdigen Laune voll gutherziger Schalkheit, das tief ergreifende, tragische Gedicht „'s arme Elseli uf der Bsefluh“ und die vortreffliche Elegie „der armen Fraw Zwinglin Klag“, welche in der Sprache des 16. Jahrhunderts abgefaßt ist. Das Gedicht beginnt mit folgender Strophe:

O Herre Gott, wie heftig schluog
 Mich dines Bornes Ruothen!
 Du armes Herz, ist's nit genuog,
 Kannst du noch nit verbluoten?
 Ich ring die Händ: käm doch min End!
 Wer mag min Glend fassen?
 Wer mißt die Not? Min Gott, min Gott,
 Hast du mich gar verlassen?

So giebt die Wittwe ihrem tiefen Schmerz um den Verlust ihres Gatten lebhaften Ausdruck, sieht sich verlassen, von den Mitbürgern verhöhnt, angeklagt und bedroht und ist der Verzweiflung nahe. Aber nachdem sie so ihr furchtbares Glend überschaut, tauchte der Gedanke an ihre Kinder in ihrem liebenden Mutterherzen auf und fesselt sie wieder an das Leben. Der Geist der Frömmigkeit und Gottergebung senkt sich in ihre Brust und sie legt das Versprechen ab, den Tempel, den ihr Gatte aufgebaut, durch ihre Kinder erhalten und fortführen zu lassen,

Daß Hulderych im Himmelrych
 Sich ihr vnd miner freuwe.

Das Ganze schließt mit der schönen Strophe:

Komm du, o Buoch! Du warst sin Hort,
 Ein Trost in allem Uebel.
 Ward er verfolgt mit That vnd Wort,
 So griff er nach der Bibel,
 Fand Hilf by ihr. — Herr, zeig ouch mir
 Die Hilf in Jesu Namm!

Gib Muoeth vnd Stärk zum schweren Werck
Dem schwachen Wybe! Amen.

Usteri's Gedichte in hochdeutscher Sprache stehen denen in der Mundart verfaßten bedeutend nach; doch wird sein „Kundgesang“ (Freut Euch des Lebens etc.), das wie kein anderes Lied die Kunde um die Welt gemacht hat, noch jetzt gern gesungen. —

Den Höhepunkt erreichte jedoch die mundartliche Poesie erst durch den vortrefflichen alemannischen Dichter Hebel, zu dessen Betrachtung wir in der nächsten Nummer übergehen wollen. (Fortf. folgt.)

Schmidt's Geschichte der Pädagogik.

Der vollständige Titel dieses umfassenden, in seiner Art einzig dastehenden Werkes lautet:

Die Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhange mit dem Kulturleben der Völker, dargestellt von Dr. Karl Schmidt. Götten, Verlag von Paul Schettler, 1860.

Der obige, durch seine vielen pädagogischen Schriften *) bereits rühmlichst bekannte Verfasser sucht in seiner „Geschichte der Pädagogik“ in philosophisch-scharfer Sprache nachzuweisen, daß die Gottebenbildlichkeit das oberste Ziel und Prinzip aller Erziehung sein müsse, das in Christus, als dem Mittelpunkt der Weltgeschichte, bereits seine wirkliche, konkrete Gestalt gewonnen habe. Er weiß dann in genialer Weise darzustellen, daß die Entwicklung des Menschengeschlechts stetsfort nach der Verwirklichung der Gottähnlichkeits-Idee gerungen und zeigt auf geschichtlicher Grundlage, wie die auf diese Entwicklung basirte Erziehung von den ältesten historischen Zeiten bis zur Gegenwart bei den verschiedensten Völkern praktisch geübt und theoretisch aufgefaßt, sowie von einzelnen Männern durch Wort und That durchgeführt worden ist. Er sucht also diesem Zweck gemäß das Erziehungswesen der bisherigen

*) Gymnasial-Pädagogik oder die Naturgesetze der Erziehung und des Unterrichts in humanistischen und realistischen gelehrten Schulen. Buch der Erziehung oder die Gesetze der Erziehung und des Unterrichts, gegründet auf die Naturgesetze des menschlichen Leibes und Geistes. Briefe an eine Mutter über Leibes- und Geisteserziehung ihrer Kinder.